
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 255. Bromberg, den 8. November. 1934

Der Tiger vom Mercato.

Ein Roman aus dem dunkelsten Neapel.

Von **Hans Possendorf.**

(20. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

2.

Aus dem Gebirge der Halbinsel von Sorrent zwischen Castellamare und Positano ragt über alle anderen Gipfel der kastanienbewachsene Sant-Angelo-Berg empor. Auf seiner Spitze, anderthalbtausend Meter über dem Spiegel des Meeres, liegt eine alte kleine Kapelle; und hier stand an einem klaren Oktoberabend ein einsamer Mann und schaute auf die herrlich schöne Landschaft zu seinen Füßen hinab.

Nur schwer hätte man in ihm Raffaele wiedererkannt; so heruntergerissen und verwildert sah er aus, und um seine abgemagerten Wangen hatte sich ein kurzer krauser Vollbart gelegt. Schon seit Wochen hauste er, fern von Neapel, hier oben im Gebirge und sah keine Möglichkeit, in absehbarer Zeit nach der Stadt zurückzukehren; denn er war nur mit Mühe und Not der Verhaftung entronnen, und man fahndete eifrig nach ihm und seinen Genossen. Und das war so gekommen.

Vor sechs Wochen, Anfang September, war der Polizeipräfekt Alfredo Colnaghi wieder nach Neapel zurückberufen worden, das er damals vor fünfzehn Jahren, nach so kurzer Amtstätigkeit zum Kummer aller ordnungsliebenden Bürger hatte verlassen müssen, um in Sizilien, dem anderen Sorgenkinde des geeinten Italien, Ordnung zu schaffen. Auch seine zweite Neapeler Amtsperiode eröffnete Colnaghi mit einer großen Razzia gegen den Verbrecherbund, der sich bald nach der damaligen Abberufung des strengen Beamten wieder zu neuer Blüte entwickelt hatte. Aber diesmal erhielt die Camorra keine vorherige Warnung, denn der verräterische Polizeirat Coppola war nicht mehr im Dienst, sondern lebte jetzt als biederer pensionierter Beamter von seinem Ruhegehalt und von dem, was er sich durch sein schurkisches Zusammenarbeiten mit der „schönen und geehrten Gesellschaft" erworben hatte. So erfolgte der Schlag ganz überraschend: Am hellen lichten Tage, als der Marktbetrieb gerade in vollem Gange war, wurde plötzlich der ganze Platz mit Hilfe von Carabinieri umzingelt, und hier allein fielen der Polizei siebenundfünfzig berüchtigte Camorristen in die Hände. Auch Raffaele war zu dieser Stunde auf dem Markt gewesen, und auf ihn hatte man es ganz besonders abgesehen: War es doch noch immer nicht gelungen, ihn in einem ordentlichen Verfahren zu einer langen Freiheitsstrafe zu verurteilen, weil sich — aus Furcht vor seinem großen Anhange — keine Zeugen gegen ihn fanden. So hatte man denn beschlossen, über den dringend Verdächtigen das „Domicilio coatto" (Zwangswohnsitz auf einer abgelegenen Insel) zu verhängen. — Doch es war Raffaele geglückt, sich durch den Ring der Häscher durchzuschlagen, unverwundet zu entkommen und auf Schleichwegen endlich das rettende Gebirge zu erreichen.

Nach einigen Tagen planlosen Umherirrens hatte er dann die Bekanntschaft eines Bauern gemacht, der unweit des Dörfchens Pimonte ein abseits vom Wege gelegenes Häuschen besaß. Mit Hilfe dieses Mannes konnte er endlich Carmela eine Nachricht von seinem Verbleiben zukommen lassen, und bei ihm verbrachte er auch seine Nächte.

Tagsüber jedoch durchstreifte Raffaele ruhelos das wilde Gebirge, und fast täglich endeten seine Wanderungen auf dem hohen einsamen Gipfel des Sant-Angelo-Berges, von dem aus man in der ganzen Runde einen unvergleichlichen Fernblick genoß: nach Süden und Westen auf die endlose Fläche des offenen Meeres, nach Südosten bis tief nach Kalabrien hinein und nach Norden bis zu den bläulichen Gebirgsketten der Abruzzen. Dem sich senkenden Blicke aber boten sich zu beiden Seiten der Halbinsel Landschaften von paradiesischer Schönheit: die Golfe von Neapel und von Salerno mit ihrem Kranze von Bergen und Hügeln, Gärten und Feldern, Schlössern und malerischen Ortschaften. Und hier, auf dieser hohen Warte, saß der harte und verwegene Camorrist stundenlang, sang schwermütige Volksweisen vor sich hin und schaute von Sehnsucht verzehrt nach Neapel hinüber, dessen Häusermassen sich weit drüben am anderen Ufer des Golfes emportürmten.

Aber heute war er selbst zum Singen nicht aufgelegt. Die Einsamkeit stimmte ihn von Tag zu Tag nachdenklicher. Und wie er nun die Landschaft, in der sich sein ganzes bisheriges Leben abgespielt, gleich einer Landkarte ausgebreitet vor sich liegen sah, so zog auch dieses sein Leben selbst von seiner früheren Kindheit an bis zur Gegenwart vor seinem geistigen Blicke vorüber:

Dort drüben, wo die zwei Molen ins Meer hinausragten, das war der große Hafen von Neapel; und gleich dahinter stieg das Stadtviertel „Porto" auf, das den scheußlichen „Fondaco degli Schiavi" barg, das Sterbehaus seiner Mutter. Oh, er erinnerte sich noch gut an jenes feuchte und finstere Loch! — Und der Hügel dort, rechts vom Capodimonte, das war der Poggio Reale, an dessen Abhang der Camposanto vicchio mit seinen fürchterlichen Gruben lag! — Und wieder ganz links, am Ende der Altstadt: der Strand von Santa Lucia, wo er seinen ersten und einzigen Versuch gemacht hatte, zu betteln! — Der grüne Strich noch weiter links, gleich neben dem Caste dell' ovo, das mußte die Villa Nazionale sein! Da hatte er jenes liebliche Kind zum ersten Male gesehen, als es ihm durch seine flehenden Bitten die Freiheit rettete! — Und wenn er sich nach Südwest wandte, sah er tief unter sich die Insel Capri mit der Marina, jener Stelle, an der er als neunjähriger Knabe, über Bord springend, unter das Schaufelrad des Dampfers geraten und wie durch ein Wunder, trotz schwerer Verletzungen, mit dem Leben davongekommen war. — Er ließ seine Blicke wieder nach dem Häusermeere Neapels hinübergleiten, und seine scharfen Augen entdeckten die Porta del Carmine mit ihren mächtigen Rundtürmen: Nur wenige hundert Meter dahinter lag das Lavinajo mit dem Haus Donna Assuntas, wo Carmela weilte! — Und da, am Fuße des Vesuvs: die Ruinen von Pompeji — und davor die Straßenkreuzung, an der er in jener Nacht Don Filippo und dessen Bruder überfallen hatte!

Wo er auch hinblickte: überall tauchten Erinnerungen auf an Not und Sorgen, an Gefahren und Schmerzen, an Kämpfe und Mühen, — und an Übeltaten. Und was war das Ziel von alledem gewesen? Zunächst nur: sein und seines Schwesterchens nacktes Leben zu fristen. Und dann? Ein angesehener Mann zu werden; und was gab es Angeseheneres beim Volke, als ein tüchtiges und gefürchtetes Mitglied der „schönen und geehrten Gesellschaft"? Nun — das hatte er ja erreicht: Seit vier Jahren war er Vollcamorrist und galt allgemein, trotz seiner Jugend, als der zukünftige Capintrito seiner Abteilung. Und war er nun glücklich und zufrieden? — Ach, weiter entfernt davon denn je! — Vielleicht würde er glücklicher sein, wenn ihn die Sorge um Carmelas Zukunft erst nicht mehr quälte: Wie leicht konnte er einmal bei einer seiner schlimmen Unternehmungen ums Leben kommen; und was würde dann aus der Schwester werden, wenn sie bis dahin keinen ordentlichen Mann gefunden? Bei der üblen Umgebung, in der sie lebte, konnte darüber kaum ein Zweifel herrschen. Der Marchese würde sie zwar sofort heiraten, wenn Carmela nur seine Liebe erwidert hätte. Aber vielleicht war es auch besser, wenn diese Ehe nicht zustande kam: So lieb ihm Vito de Marino als Freund war: für den Gatten seiner Schwester wünschte er sich doch einen anderen Beruf und andere Eigenschaften. — Aber gesetzt den Fall, daß es ihm gelang, Carmela gut zu verheiraten: Würde dann nicht die Leere in ihm noch größer werden, — wenn er für keinen Menschen mehr zu sorgen, niemanden mehr zu betreuen hatte?

Mit einem verzweifelten Ausdruck in seinen großen dunklen Augen hob Raffaele den Kopf, und sein in die Weite schweifender Blick traf den mächtigen Kegel des Monte Vergine und alle die vertrauten Ortschaften, die seinen Fuß umkränzten: Mercoglano, Bajano, Avella und — Nola! Fünf Jahre waren vergangen seit jenem Wallfahrtstage, da — gleich einer Erscheinung aus einer anderen, schöneren Welt — Lucrezia plötzlich vor seinen Blicken aufgetaucht war, um ihm sogleich wieder für immer zu entschwinden. Denn als er nach sechsmonatlicher Gefängnishaft endlich seine Nachforschungen nach ihr aufnehmen konnte, war auch nicht die leiseste Spur von ihr zu entdecken. — Und zum tausendsten Male gab er sich dem beglückenden Traume hin, daß sein Leben eine ganz neue Wendung genommen haben würde, wenn er nicht gerade in jenem Augenblicke von einer Horde feiger Gegner niedergeschlagen und gehindert worden wäre, dem Wagen mit der ersehnten Gestalt zu folgen. Oh, wüßte er, wo dieses holde Wesen jetzt weilte! Er würde bis ans Ende der Welt eilen, — und sei es auch nur, um noch einmal ihren süßen Anblick genießen zu dürfen, ehe er irgendwo in einer dunklen Gasse, durchbohrt von den Kugeln eines Polizeirevolvers, sein Leben aushauchte; denn das würde ja doch früher oder später sein Ende sein! Und hatte er erst Carmela versorgt, dann mochte dieses Ende kommen, wann es wollte; je eher, desto besser! Ach, er fühlte oft eine solche Müdigkeit und Gleichgültigkeit in sich! Und er war doch erst vierundzwanzig Jahre alt! — Hatte Don Filippo am Ende doch recht gehabt, als er ihn damals einen Verblendeten nannte und sagte, daß in ihm das Zeug zu etwas Besserem gesteckt hätte? — Aber wozu denn? Was gab es denn überhaupt so Erstrebenswertes auf dieser Welt? Kam es nicht bei allem, was man trieb, zuletzt doch nur darauf an, sich durch dauernden Kampf gegen irgendetwas zu behaupten und — sich zu betäuben?

Aufspringend riß er sich mit Gewalt aus seinen trüben Gedanken: Vielleicht war es auch nur diese qualvolle Tatenlosigkeit, die ihn so schwarzseherisch stimmte! — Hastig schickte er sich zum Abstiege an, denn die Dämmerung begann schon herabzusinken.

Als er nach anderthalbstündigem Wege an dem Bauernhäuschen anlangte, trat sein Wirt aus der Tür und teilte ihm in hastigen Worten mit, daß ein Mann aus Neapel gekommen sei, der ihn sprechen wolle und drin in der Stube auf ihn warte. Freudig bewegt von der Hoffnung, daß es einer seiner Freunde sei, der ihm Nachrichten zu bringen kam, wollte Raffaele schon hineineilen. Aber zugleich tauchte der Verdacht in ihm auf, daß man seinen Aufenthalt entdeckt haben könne, und daß der Besucher ein Feind sei, der im Auftrage der Polizei kam, um ihn in eine Falle zu locken. So nahm er seinen besten Dolch stoßbereit in die Rechte, trat leise auf die Tür zu und riß sie dann mit einem Ruck auf: Da drang ein Freudenruf über seine Lippen, denn vor ihm stand der Marchese Vito de Marino.

Die Freunde umarmten sich, und Raffaele bestürmte seinen Gast mit einer Menge von Fragen: Wie es Carmela gehe, — wieviele und welche Camorristen verhaftet worden seien — was die Camorra gegen Ernaghi zu tun gedenke, — wie sich die Bevölkerung zu den Verhaftungen verhalte, — und noch vieles andere mehr. —

„Der „große Tore" ist noch in Freiheit", berichtete der Marchese. „Man scheint ihm auch sonderbarerweise nichts anhaben zu wollen. Aber Cajazzo, der doch längst nicht mehr selbst mit tätig ist, — den haben sie sich geholt."

„Und wie steht es mit dem Capintesta?"

„Den Polizisten möchte ich sehen der den Mut hätte, an Luigi Cazella Hand zu legen! — Übrigens hat die Polizei bei Cajazzo Haussuchung gehalten." fuhr de Marino fort. „Fast alle Schmucksachen Donna Giuseppas und eine große Summe Geldes haben sie beschlagnahmt. Man verlangt von Pasquale den Nachweis, daß er in den letzten zehn Jahren irgendetwas gearbeitet habe. Andernfalls soll alles vom Staate einbehalten werden. Donna Giuseppa ist natürlich in heller Verzweiflung und tobt wie eine Irrsinnige."

Ohne Zögern ordnete Raffaele an, daß von seinem Gelde, das die Wahrsagerin in Verwahrung hatte, an Donna Giuseppa jede Woche zwanzig Lire ausgezahlt werden sollten, sobald sie und ihre Kinder in Not gerieten. Er hatte nicht vergessen, wie sich diese Frau und ihr Mann seiner und Carmelas einst angenommen. —

Lange und ausführlich hatte der Marchese erzählt, was nur irgendwie die Anteilnahme seines Freundes zu erwecken geeignet war. Und Raffaele lauschte auch der unbedeutendsten dieser Nachrichten aus seinem geliebten Neapel wie einer Offenbarung.

„Ist das nun alles? Hast du auch nichts vergessen?" fragte er eindringlich, als Vito endlich seinen Bericht geschlossen.

Der Marchese zögerte einige Augenblicke mit der Antwort. Er schien noch etwas auf dem Herzen zu haben, aber mit der Sprache nicht recht heraus zu wollen. Aber dann entschloß er sich doch zu reden und begann mit stockender Stimme: „Es ist da noch etwas, — in bezug auf Carmela, was ich dir doch nicht verschweigen möchte."

„Carmela?" — Raffaele war erschrocken aufgesprungen. — „Ist ihr etwas zugestoßen? Ist sie krank?"

„Nein, nichts dergleichen. Du mußt mich auch nicht falsch verstehen, Raffaele: Nicht, daß ich Carmela etwa irgendeiner Liebschaft verdächtigen wollte, aber . . ."

„So sprich doch! Was ist geschehen?"

Raffaele hatte seinen Freund bei den Schultern gepackt und schüttelte ihn ungeduldig. Seine alte Angst, daß Carmela einmal, wie die meisten Mädchen ihrer Umgebung, einem Manne in die Hände fallen könnte, der sie verführen und dann verlassen würde, tauchte jäh wieder empor.

„Seit einigen Tagen machte ich eine seltsame Beobachtung", fuhr der Marchese gedrückt fort. „Jeden Morgen, gegen acht Uhr, geht ein Fremder, ein großer blonder Mensch, — sicher ein Deutscher — in die Wohnung von Donna Assunta und kommt erst nach zwei bis drei Stunden wieder heraus. Zuerst glaubte ich — und ich möchte es immer noch annehmen —, daß es ein Kunde von der Wahrsagerin ist, — irgendein Vergnügungsreisender, der von ihren außerordentlichen Fähigkeiten gehört hat und bei ihr Rat gesucht. Aber dann kann ich mich doch wieder nicht des Verdachtes erwehren, daß seine Besuche Carmela gelten, denn er war nun schon viermal dort."

„Und hast du dich denn nicht bei Donna Assunta nach ihm erkundigt?" fragte Raffaele gespannt.

„Nein, das habe ich absichtlich vermieden," gab der Marchese zurück. „Ist es wirklich nur ein Kunde von Donna Assunta, so verdrieße ich sie nur mit meiner Neugier; du weißt, wie ärgerlich sie wird, wenn man sich in ihre Geschäftsangelegenheiten mischt. Außerdem möchte ich auch nicht in den Ruf kommen, auf jeden Laffen eifersüchtig zu sein. Gelten seine Besuche aber Carmela, dann muß die Alte mit ihr im Einverständnis sein, und dann würde sie meinen Fragen doch nur mit Ausflüchten oder Lügen begegnen. — Ich halte mehr von einer unauffälligen Beobachtung. Und wenn das nicht zum Ziele führt, müßte man einfach einmal gewaltsam eindringen, wenn der Fremde gerade in ihrer Wohnung ist. Und dazu möchte ich gern deine

Zustimmung einholen. — Aber, wie gesagt: es handelt sich hier nur um eine dunkle Ahnung von mir, und ich hoffe noch immer, daß ich damit irre. Die Tatsache, daß der Fremde bisher nur am hellen Tage und niemals bei Dunkelheit gekommen ist, spricht mehr für eine harmlose Lösung der ganzen Angelegenheit."

Starr vor sich hinblickend hatte Raffaele seinem Freunde zugehört. Nun sagte er plötzlich entschlossen: „Ich gehe gleich morgen früh mit dir nach Neapel, um festzustellen, was es mit diesem Fremden auf sich hat."

(Fortsetzung folgt.)

Mlischo, der Löwensieger.

Eine afrikanische Erinnerung von Susanne Tornwaldt.

Seliman wand sich mit der ihm eigenen schlangengleichen Gemessenheit durch den Türspalt in meine Hütte: „Mensahib, Mlischon ist angekommen, der Bana Mti wartet mit dem Motorcar unten. Ob Memsahib mitfahren wolle."

Der Türspalt schob sich weiter auf, und Mlischos rundes Mohrenjungengesicht grinste an Seliman vorbei. Er wiederholte sein Sprüchlein und vervollständigte es: Der Bana Mti käme von der Stadt herauf, wolle mir Neuigkeiten auf seiner Pflanzung zeigen und mich zur Nacht zu seinen deutschen Nachbarn bringen. Rider Tolk, seiner kraftvollen Größe wegen von den phantasievollen Negern „Herr Baum" genannt, war Bur und mein guter Kamerad und Freund.

Ich zog also die Khakihosengarnitur Nummer 1 an, steckte Zahnbürste und Taschenkamm ein, hängte die Achtmillimeter-Büchse über die Schulter und stieg, Mlischo hinter mir, den Berg hinunter. Auf dem Brandweg, den mein griechischer Nachbar zu Beginn der Trockenzeit um seine Pflanzung geschlagen hatte, hielt Riders Auto. Es war eines der auf den Pflanzungen üblichen Gefährte, die zugleich als Last- und Personenwagen dienten. Der Wagen war ausgiebig beladen. Wir fuhren los; als der Wagen über den herrlichen Brandweg zu holpern begann, hüpften Eisenstangen, Spaten, Konservenbüchsen, Milchkannen, Wagenschmiere, Sodaflaschen, Bretter, Petroleumtins, Whiskyflaschen, Rider, ich und der Mohr umeinander. Bis der Wagen mit einem Satz aus Dornbusch und Pflanzungsland auf die große Straße sprang und Rider seinem ungewöhnlichen Mitteilungsbedürfnis freien Lauf lassen konnte. Ich bekam dann allerhand über die Pflanzung und das neue Haus zu hören, bei dessen Innenarchitektur Rider meinen Beistand wünschte. Er war Bur, von einer deutschen Mutter, und daher mit Kulturbedürfnissen belastet.

Die große Straße stieg zuerst zwischen dem sogenannten Obstbaumpori bergan. Das sind kleine Bäume, die lächerlich echt nach Apfel-, Birn- und Pflaumenbäumen aussehen, auf denen aber nicht mal was wie eine Hagebutte wächst. Dornsteppe folgte diesem Betrug. Die Sonne stieg, die Bahn ihrer glühenden Pfeile wurde kürzer. Der Wagen rumpelte über die groben Bretter einer Brücke. Unten klang das müde Rauschen eines halb ausgetrockneten Flusses. Wie eine Fata Morgana lag das rosenumblühte Haus des englischen Kaffeepflanzers.

Vorüber! Pori — Busch —Dorn — ockerfarbenes Gras. Wildnis stundenlang. Und doch nicht das Gefühl der Wildnis, denn es war die große Straße, auf der täglich Autos verkehren, Neger entlang gehen. Unter dem Helm rannen die Tropfen und versickerten in der grünen Seide des Hemdes. Rider tat alles von sich, was er gesittungshalber entbehren konnte. Auf dem nackten Hals und den lederbraunen Armen blitzte der Schweiß. Er hatte den Gürtel, an dem die Pistole hing, abgenommen. Mlischo schnallte sie sofort begeistert um sein rundes Bäuchlein. Denn der jugendliche Neger war des großen Rider Tolks rechte Hand und durfte sich das erlauben.

Wieder war da ein felseingeschnittener Fluß, aber keine Brücke führte hinüber. Von den rotgrauen Wänden prallte die Glut in tausend Nadelstichen zurück. Der schwere Wagen sprang über Steine, rutschte im Uferschlamm, spritzte das Wasser nach den Seiten hoch, kroch mühsam das steile Ufer hinan. Weiter ratterten wir durch die Steppeneinsamkeit. Diese ganz große, fast körperhafte Einsamkeit, die ein Fluch sein kann — und ein Segen. Rider regierte mechanisch das Steuer. Ich starrte stumpfsinnig in die zitternde Luft, in der Büsche und Dornen seltsam lebendig flimmerten. Mlischos schwarzer Rundkopf schob sich plötzlich zwischen uns: „Simba", zischte er leise, „simba mbilli!"

Zwei Löwen! Wir wachten auf und folgten der Richtung der gespitzten Lippen und des weisenden Kinns: „kuule . . ." Der Herzschlag des Motors verklang. Unsere Augen glitten rasch prüfend über knittriges gelbes Gras, aus dem zwischen Christusdorn und Mimosenbüschen die grotesken Formen der Termitenhügel wuchsen. Da — zwei Lehmhaufen, — nein: das waren sie. Fünfzig Meter weit. Das Bild wurde klar: der starke, fast mähnenlose männliche Löwe, dahinter die Löwin, bis auf Kopf und Schulter durch den Begleiter verdeckt. Der Motor hatte sie wohl aus dem Mittagsschlaf geweckt. Sie witterten regungslos zu uns herüber.

Atemlose, glutzitternde Stille. Stumm, ohne die Augen abzuwenden, griffen wir nach rückwärts. Mlischo gab die Gewehre her.

Zwischen den Lippen: „Soll ich die Löwin nehmen, Rider?"

„Beide den Löwen!"

Der Doppelschuß krachte. Aufbrüllen zerriß die schwelende, durchsichtige Luftwand. Der Löwe schnellte hoch und sackte schwer zusammen. Schattenhaft glitt die Löwin in den Busch. Wir warteten. Nichts regte sich. Dann sprang ich vom Wagen und begann mich durch zähes Steppengras vorwärts zu kämpfen. Rider kam nach. „Seien Sie vorsichtig!" mahnte er. „Wir wissen nicht, ob er tot ist — und die Löwin . . ."

Da lag er, das schwachbemähnte Haupt zurückgeworfen, so daß zwischen den schwarzen Lefzen die furchtbaren Eckzähne schimmerten. Ja, er war tot. Im gleichen Augenblick taumelte ich zurück. Ein geschmeidiger riesiger Körper schnellte seitwärts hoch. Rider Tolks Faust traf dröhnend den Schädel der Löwin; er fing den Sprung auf und begrub mich unter sich und der Löwin. Mein Kopf lag unter seiner Schulter; ich fühlte sein Blut in Tropfen über mein Gesicht rieseln. Ich sah den Schweif des Raubtieres die Erde peitschen. Krampfhaft versuchte ich das Gewehr freizubekommen, das zwischen mir und der doppelten Last, die mich fast erdrückte, eingeklemmt war. „Boy!" versuchte ich zu schreien. Aber was sollte der Boy hier helfen!

Da sah ich ein paar nackte, braune Füße dicht vor meinen Augen. Viermal hintereinander klang der flache Knall der Pistole. Die Last auf mir wurde schwer, daß ich stöhnte. „Bado kidogo, Memsa'ab", tröstete Mlischo, „warte ein wenig, Herrin!"

Er zog und zerrte, es dauerte eine Weile. Dann war nur noch Rider Tolks Last auf mir. Ich richtete mich auf und sah zwei tote Löwen und Rider. Rider Tolk, wie schlug mein Herz schwer um dich! War ich schuld an deinem Tod?

Die Hinterpranke der Löwin hatte das Fleisch seines Oberschenkels mit der Hose zusammen bis zum Knie hingeschoben, daß die blanken Sehnen freilagen. Ich riß sein Hemd auf. Gott, ich dankte dir: Die zerfleischte Brust atmete . . .

Belebungsversuche, Verband. Eine Vision von Glut, Blut, Raubtiergeruch, zitternden Händen, von Sodawasser, Whisky und Mlischos zerrissenem Kansu. Dann trugen wir Rider zum Wagen. Schwer warst du, Rider Tolk, aber die Angst um dich war schwerer!

Wir sind zur Stadt und zum Hospital gekommen. Es war die einzige Rettung. So schnell das Auto fuhr. Lieber Himmel, ich mußte fahren und hatte herzlich wenig Ahnung davon. Aber der Himmel war gnädig und der Lastwagen liebenswürdig genug, meiner schüchtern fragenden Behandlung Verständnis entgegenzubringen. Er lief; er verstand sich sogar dazu, durch den gefürchteten Fluß zu ziehen, und das war ganz und gar sein Verdienst, denn wie ich ihn bei dem Unternehmen unterstützen sollte, wußte ich wahrhaftig nicht. Fünf Stunden sind wir gefahren. Manchmal sah ich des Kameraden blasses Gesicht unter dem Tropenhelm auf Mlischos Knien an.

Als wir ins Hospital kamen, trug man Rider Tolk auf den Operationstisch. Ich leistete mir nur einen kleinen Schüttelfrost, der das gute englische Bett zersplittern wollte.

Und dann hat es ziemlich lange gedauert, ehe Rider mir sein Haus und seine Kaffeepflanzung zeigte. Aber unsere Freundschaft ist inzwischen noch fester geworden.

Mitscho wurde von uns beiden in Ehren gehalten, — so sehr das anging, muß man sagen . . . seine große und kühne Tat wuchs nämlich lawinengleich in seiner eigenen Erinnerung. Und schließlich verträgt auch der beste Neger nur ein begrenztes Maß von Wohlwollen.

Der Präsident greift ein.

Heiteres Geschichtchen von Ralph Urban.

Die vornehmliche Aufgabe des Imperial-Klubs von Chikago bestand darin, seinen Mitgliedern Zerstreuung zu bieten, was bekanntlich mit Hilfe der Karten am einfachsten geht. Es wurde daher gespielt, mit und ohne Leidenschaft, je nach den verschiedenen Veranlagungen. Die Einsätze konnte man nicht hoch nennen, denn sie bewegten sich so zwischen hundert und zehntausend Dollar. Da die Satzungen des Klubs dahin lauteten, daß die Höchstzahl der Mitglieder mit dreiunddreißig bemessen war, hießen die anderen Leute, die sich allabendlich in den eleganten Räumen bewegten und Anregung suchten, Gäste. Diese unterschieden sich im Laufe der Zeit von den Klubmitgliedern dadurch, daß sie stets verloren, während die Bodenständigen beharrlich gewannen. Eines Tages drang das häßliche Gerücht, im Imperial-Klub werde falsch gespielt, bis zu den Ohren des würdigen Präsidenten, Mr. Thornton. Er schüttelte hierauf gekränkt sein weises Haupt, dachte nach und berief den berühmten Privatdetektiv Norwood.

„Machen Sie mir den Falschspieler ausfindig", sagte der Präsident, als ihm der Kriminalist gegenüberstand, „aber vermeiden Sie um Himmels Willen jeden Skandal!" — In den nächsten Tagen trieb sich der berühmte Detektiv in der Verkleidung eines Gastes in den Spielzimmern umher. Es dauerte nicht lange, so konnte er seinem Auftraggeber die betrübliche Mitteilung machen, daß im Klub tatsächlich falsch gespielt werde.

„Halt!" unterbrach Thornton die Ausführungen des Detektivs, als sie bis zu einem gewissen Punkt fortgeschritten waren. „Nennen Sie mir nur keinen Namen! Ich überlebe diese Schande nicht, in meinem Klub einen Falschspieler zu wissen. Vielleicht gibt es ein Mittel, das unehrliche Mitglied zur Buße zu bewegen und es auf den Weg der Tugend zurückzuweisen." Thornton war ein großherziger Mann.

Nach längerer Beratung mit dem Privatdetektiv berief der Präsident für den nächsten Abend eine Klubsitzung ein. Als alle dreiunddreißig Mitglieder versammelt waren, erhob er sich und sprach:

„Ein Detektiv machte die traurige Feststellung, daß sich jemand von den Herren beim Spiel zu seinem Vorteil irrte. Ich nehme an, daß dieser Irrtum nur einmalig war und nie wieder vorkommen wird. Ich schlage daher vor, dem Mitglied Gelegenheit zu geben, den Fehler gutzumachen, indem er seine Reue durch eine Gabe von tausend Dollar in die Klubkasse beweist. In diesem Fall wird der Detektiv, dem allein jener Herr bekannt ist, dessen Namen vergessen."

Ein beifälliges Gemurmel hieß den Vorschlag des Präsidenten gut. Hierauf kam man überein, daß die Herren einzeln in ein Zimmer treten sollten, in dem die Wahlurne des Klubs, ein verschließbarer Kasten mit einem engen Schlitz, auf den Einwurf der Buße wartete. Es dauerte ziemlich lange, bis alle Herren durch jenen Raum gegangen waren. Zuletzt betrat der Präsident mit dem Schlüssel das Zimmer. Sorgenvoll und gespannt zugleich öffnete er feierlich den Kasten. Dann schloß er die Augen und griff mit einem Seufzer tief hinein. Seine Hand griff weich, raffte, raffte und brachte das Ergebnis blitzartig ans Tageslicht. Es waren dreiunddreißig Noten zu je tausend Dollar.

Nachdenklich strich sich der Präsident mit der freien Hand den Bart. Hierauf schichtete er die Noten säuberlich mit dem Kopf nach oben, steckte zweiunddreißig in seine Brieftasche, betrat mit der dreiunddreißigsten in der Rechten den Sitzungssaal und sprach zu den Versammelten: „Meine Herren, der Fall ist erledigt!"



Lustige Ecke



Anekdoten und Schnurren.

Der englische Dichter Scott wollte eines Tages einem Bettler ein Almosen geben, merkte aber, daß er kein Kleingeld bei sich hatte. Er gab ihm deshalb einen Schilling und sagte: „Davon schenke ich dir die Hälfte; vergiß nicht, daß du mir also noch sechs Pence schuldig bist." Der gerissene Bettler erwiderte ihm: „Ich danke Euer Gnaden. Möchten Sie so lange leben, bis ich sie bezahle."

*

Virchow, der berühmte Berliner Arzt, war ein gefürchteter Examinator. Bei einer ärztlichen Prüfung zählte er einmal dem Kandidaten eine Reihe von Krankheiten auf und fragte dann: „Herr Kandidat, wie würden Sie diesen Menschen behandeln?" Der Prüfling nannte eine Medizin und erklärte recht ausführlich ihre Zusammensetzung. Zum Schluß fügte er noch hinzu: „Und davon dreimal täglich je einen Eßlöffel voll." Virchow nickte schweigend mit dem Kopf und ging mit der Prüfungskommission in das Beratungszimmer. Als nach zehn Minuten die Kommission immer noch nicht herausgekommen war, klopfte der ängstlich gewordene Prüfling an die Tür des Beratungszimmers und sagte: „Herr Professor, der Patient bekommt nur einen Teelöffel täglich!", worauf Virchow knapp erwiderte: „Patient ist schon tot."

*

Ein Engländer war bei dem Fürsten Kaunitz zu Gast. Er hatte das Pech, an der großen Tafel versehentlich sein volles Weinglas umzustoßen. Der Fürst, der in solchen Dingen etwas kleinlich war, fragte spitz: „Ist das englische Sitte?" „Nein", erwiderte der Engländer, ruhig und gelassen. „Sollte es aber einmal geschehen, dann macht in England wenigstens niemand besonderes Aufheben davon."

*

Zwei Studenten aus Heidelberg unterhielten sich über ihre Professoren. Einen zufällig hinzukommenden Privatdozenten, der seinen beamteten Kollegen von der Fakultät nicht besonders grün war, fragten sie: „Warum ist eigentlich der Gelehrte R. ordentlicher, der Gelehrte P. außerordentlicher Professor?" Worauf jener erwiderte: „Weil R. nichts außerordentliches, P. nichts ordentliches weiß."



Bunte Chronik



Ein Autohupen-Ständchen.

Dem Vorsitzenden der Edinbourgher Automobilvereinigung wurde jüngst zu seinem fünfzigsten Geburtstage ein merkwürdiges Ständchen gebracht. Alle vierhundert Mitglieder der Vereinigung kamen am Geburtstagsmorgen mit ihren Wagen vor seine Wohnung gefahren und hupten regelrecht ein Autohupen-Konzert. Ein stadtbekannter Komponist hatte dieses Konzert für diesen Zweck komponiert. Da jede Hupe auf einen besonderen Ton abgestimmt war, der nur einmal an einer bestimmten Stelle zu ertönen hatte, soll das Konzert dieser „Autosinfoniker" sich gar nicht übel angehört haben.

Handel mit Examensfragen.

In Newyork erregt jetzt besonderes Aufsehen ein Fall, der durch eine besondere Untersuchungskommission geklärt werden soll. Jurastudenten, die vor ihrem Examen stehen, ist in letzter Zeit mehrfach für die Summe von 1500 bis 2500 Dollar gewissermaßen das Bestehen der Prüfung garantiert worden, indem man ihnen die Aufstellung aller Prüfungsfragen, fein säuberlich mit Maschine geschrieben, anbot. Die Untersuchung soll nun feststellen, ob es wirklich die „echten" Fragen sind, die gestohlen wurden, oder ob es sich um einen Versuch von Schwindlern handelt, die mit gefälschten Fragen die Studenten betrügen wollen. Jedenfalls mußte die amtliche Prüfung zunächst vertagt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.